

Anna Baar

An die Musik

Rede zur Eröffnung der Donaufestwochen 2022 in Grein

Sehr geehrte Damen und Herren,

neulich spielte ein junger Mann in der Wiener U-Bahn auf seiner Ziehharmonika *O bella ciao*, und ich dachte an den Krieg, der unseren Erdteil vor bald achtzig Jahren verdunkelt und Millionen Schicksale zerrüttet oder jedenfalls bestimmt hat, auch die der Nachgeborenen, und dachte an jene, denen die Lieder des antifaschistischen Widerstands Ansporn gewesen sein mochten auf den tage- und wochenlangen Fußmärschen, von denen die Alten erzählt haben. Als ich wenig später auf der Rolltreppe aus der Opernpassage ins Licht des späten Nachmittags tauchte, immer noch gestimmt auf das Lied, bewegte sich die schütterere Nachhut eines Demonstrationszugs wummernden Bässen folgend Richtung Stubenring.

Vor einer halben Ewigkeit muss ich das Lied zum ersten Mal gehört haben. Und jetzt, in der Erinnerung, denke ich an das berühmte Schubertlied, das den tiefen Sinn der, wie man sie zu Schuberts Zeiten noch unverdächtig nennen konnte, *holden Kunst* rühmt: *Trost in grauen Stunden*.

Das Rettende der Kunst also.

Ich war vierzehn, als es mir zum ersten Mal zu Bewusstsein kam. Der Vater hatte mich auf eine Geschäftsreise mitgenommen, die uns quer durch Deutschland und zuletzt nach Hamburg führte – und, durch Zufall oder Fügung, in André Hellers „Luna Luna“-Park mit seinen wunderlichen Attraktionen, als deren merkwürdigste mir der von Manfred Deix gestaltete „Palast der Winde“ in Erinnerung blieb: Sowie das Licht im Zuschauerraum ausgegangen war, betraten zwei ernsthaft dreinschauende, elegant gekleidete Herren die Bühne, baten das Publikum um Ruhe, verneigten sich und wandten sich ab. Und sowie ein Kichern und Raunen durchs Publikum ging, erblickte

ich die tellergroßen Löcher im Gesäßteil der Anzughosen, darin die blanken Hinterbacken der feinen Herren, die sich nun gemessenen Schrittes zum rückwärtigen Teil der Bühne begaben, ihre Allerwertesten in Sitzhöhe hinter zwei kreisrunden Aussparungen im Paravent platzierten und kraft ihrer Darmwinde Beethovens Neunte Sinfonie zum Besten gaben. Ich traute mich nicht, den stets um tadellose Manieren bestrebten Vater anzusehen, dem – *O Freunde, nicht diese Töne!* – die Neunte heilig war und das, was hier vor sich ging, ganz bestimmt ungenießbar. Aber dann mengte sich etwas ins feierliche Gebläse, das mich aufmerken ließ; und als ich den Seitenblick wagte, den Vater so lachen sah, löste sich alle Verkrampfung in der schönen Gewissheit: Kunst ist der Weg zur Vergebung.

Wenn ich es recht bedenke, verdanke ich der Musik mein Dasein, jedenfalls das Zueinanderfinden meiner Eltern im Veranstaltungssaal eines Wiener Studentenwohnheims, wohin Freundinnen die Mutter im Auftrag des heimlichen Verehrers gelockt hatten. Sie möge ihn wenigstens unverbindlich in Augenschein nehmen. Der Einundzwanzigjährige saß, den Kragen seines Wintermantels aufgestellt, an einem Stutzflügel und spielte wahrscheinlich die Mondscheinsonate und so, dass in der Mutter, die inzwischen unbemerkt in den Saal getreten war, etwas anklang, das sie dazu bewog, das *Kind*, wie sie im Rückblick sagte, für lange ins Herz zu schließen.

Beethoven also, schon damals!

Jahre später, mich gab es inzwischen, stand ein Klavier in unserem Wohnzimmer. Und es war dieses Klavier, um das sich die Welt drehte, wenn der Vater abends nachhause kam, auf dem Hocker platznahm, sich eine Zigarette anzündete, im Notenheft raschelte und zu spielen begann. Ich, damals vier- oder fünfjährig, lag unter dem Flügel und atmete den Rauch und gab mich ganz ans Schubert Impromptu Nummer 3, das mir wie eine Liebeserklärung vorkam, oder an Chopins Nocturne in F-Moll, die große Erzählung von der Vergänglichkeit alles Irdischen, oder ließ mich mitreißen vom Orkan der Revolutionsetüde, vom Galopp der Torrentetüde. Und erst die Beethovensonaten! Mondschein, Waldstein, Sturm ... Oder Franz Liszts Liebestraum. Oder, einige Jahre später, Bachs Präludien und Fugen – und das eine Stück, zu dessen Klängen im Film *Das Schweigen der Lämmer* Hannibal Lecter das Nachtmahl in einen Käfig serviert bekommt, unterbrochen nur von der kurzen Szene,

da er, anstelle der seinem Wunsch gemäß nahezu roh kredenzt Lammsteaks, in einem langen, blutigen Kuss die Zungen der beiden Wärter verspeist.

Sie sehen, ich komme nicht von Krleža oder Andrić, nicht von Bachmann oder Bernhard, sondern von Beethoven, Mozart, Schubert, Chopin. Es war die Musik, die dritte und aufrichtigste meiner Erstsprachen, die mein Gemüt formte. Und die, denen es nachzueifern galt, blickten streng von Vaters Plattenhüllen und hießen Vladimir Horowitz, Ivo Pogorelić und Glenn Gould. Und so wurde ich, lange bevor ich eine Oktave greifen konnte, am Kärntner Landeskonservatorium für den Klavierunterricht eingeschrieben. Weil aber die Zeit kam, da mein störrischer Widerwille gegen das Üben jede Hoffnung untergrub, mich eines Tages durch das Klavierspielen in eine bessere Welt zu entrücken, wandte ich mich anderen Möglichkeiten und Vorbildern zu. Nur das Schreiben, von Beginn an dringliche Gewohnheit und nichts als das, folgte keinem bestimmten Vorbild, beeinflusst allenfalls von Musikpoeten, die sich darauf verstanden, das Höchste aus dem Tiefsten zu schöpfen. Rhythmus und Melodie erschienen mir als die wirksamsten Trägersubstanzen des Ausdrucks, als Schutzplanken gegen die totale Entgleisung der Sätze, als Stützen und Notanker.

3

Was aber jetzt in Anbetracht der Not in von Berichterstattem grell ausgeleuchteten oder schattseitigen Weltgegenden? Ich weiß uns keinen Rat und weiß nicht ein noch aus angesichts der sich nicht wie sonst irgendwann abnutzenden Sorge, die diesmal auch eine Sorge um uns selbst ist und eine Sorge um ein Wir im weiteren Sinn; denn es fällt nicht allzu schwer, dem Wir jene Unglücklichen zuzurechnen, die uns ähnlichsehen und bei Gelegenheit versichern, für *unsere Werte* zu stehen, dafür zu kämpfen und schlimmstenfalls zu sterben.

Was genau sind und gelten aber die *Werte* einer Gesellschaft, die, getrieben von Gier und Egoismus, speziell nach Besitz strebt, wie selbstverständlich auf Kosten der Gerechtigkeit, rücksichtslos gegen Mitgeschöpfe und Umwelt? Und wie einig sind wir uns bezüglich *unserer Werte* in einer Gesellschaft, in der Menschen aufgrund ihrer Lebensweise, Herkunft, Religion, sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität auch heute noch ausgegrenzt, angefeindet oder schlimmstenfalls Opfer von Gewaltverbrechen werden?

Lassen Sie mich kurz auf die eingangs erwähnte Demonstration in Wien zurückkommen. Dort sah ich Junge, Kinder und Alte vereint in unbändiger Lebensfreude. Und ich hatte den Wunsch, die Welt zu umarmen an jenem Juninachmittag, da ich auf dem Schwedenplatz zwischen tausenden Freundlichen mit ihren Fahnen, Fächern und Luftballons Ausschau hielt nach Freunden und da mir mit einem Mal alle als Freunde erschienen. Auch das sehr alte Paar, das Hand in Hand am Rand der Menschenmenge stand und ein paar sehr spärlich Bekleideten, die da sangen und hopsten, aufmunternd zunickte. Oder die alte Frau, die, gestützt auf einen mit pinken Stoffblumengirlanden behängten Rollator, mit den Feiernden mitzog, bis sie nahe der Börse im schmalen Schatten eines Palais zurückblieb, im Rhythmus des aus den Lautsprecherboxen eines Lastwagens dröhnenden *It's raining men* ungelenk die Hüften schaukelnd. Oder der junge Mann im Rollstuhl, dessen Antauchbewegung das kindsfaustgroße rote Plastikherz über seiner Brust erbeben ließ, während ein hagerer, blasser Engel mit riesigen Pappkartonschwingen an ihm vorbeischwebte, vorbei auch an jungen Frauen, die im Rathausbrunnen plantschten. Und ich musste ein bisschen heulen vor Dankbarkeit, in einem solchen Land zu leben, in einer solchen Stadt, in der sich Liebende wenigstens einen Tag lang zu erkennen geben dürfen ohne den bösen Blick, der sie für den Rest des Jahres in die Heimlichkeit zwingt.

Und dann war mir wieder zum Heulen, weil am Abend eine Freundin anrief und erzählte, die Parade vom Schottentor aus beobachtet zu haben, als ein Mann auf sie zutrat und fragte, ob sie dieses Spektakel etwa gutheiße. *Putin*, habe er gesagt, *würde die alle ...* – und anstelle eines Worts mit einer Handbewegung das Abschneiden des Kopfes angedeutet.

Es braucht aber keine auswärtigen Schreckensherrscher, liebe Damen und Herren, um ein Leben in Frieden zu gefährden. Fragen Sie sich selbst: „Wie halte ich es mit Minderheiten, Andersdenkenden, Schwächeren? Wie viel Freiheit und Freundlichkeit gestehe ich denen zu, die meine Weltanschauung nicht teilen?“ Die Gefährder sind unter uns. Es sind jene, die vergessen haben, ihre Freiheit als Pflicht zu sehen, jene, die Bilder ihrer Habe teilen, aber davon nichts, jene, die sich in ihrem unzufriedenen Streben nach Veränderung auf Sündenböcke und Außenseiter berufen, deren

Ebenbürtigkeit sie ableugnen und deren Gleichberechtigung sie hintertreiben, jene, die zum *Kampf der Kulturen* aufrufen und Hass und Missgunst säen.

Es gibt auch hierzulande Grund für Unzufriedenheit und Empörung: Armut, Rücksichtslosigkeit und Ignoranz, eine von Polarisierung und Berührungsverboten verdorbene Debattenkultur, schwerverzeihliche politische Irrtümer und andere Übel. Und dennoch ist es ein unschätzbares Privileg, in Österreich zu leben, einem der wohlhabendsten, beschaulichsten, zivilisiertesten Länder der Welt. Uns bleibt, die Versprechen auch gegenüber den bisher Zukurzgekommenen einzulösen – und dieses, unser, Land zu verteidigen gegen die Bedrohung durch Wut, Fanatismus, Extremismus und jede Form der Agitation, die den Boden bereitet für Hetze und Hassverbrechen.

Eigentlich wollte ich mich an dieser Stelle wieder der Musik zuwenden, meine Damen und Herren, aber jetzt muss ich Sie doch noch um ein kleinwenig Geduld bitten, denn gestern hat mir ein Freund aus Oberösterreich von sich wieder häufenden Hasstaten in diesem Land erzählt. Und dass viele von ihnen bis heute nicht aufgeklärt wurden: Der Brandanschlag auf das Flüchtlingsheim in Altenfelden, die Schüsse auf ein Flüchtlingsheim in Rosenau am Hengstpass, die Schändung des jüdischen Friedhofs in Linz, an die zwanzig Schändungen der KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Und dass mitunter rechtsextreme Herrenbünde hierzulande zuletzt mit 110.000 Euro Jahressubvention bedacht worden seien. Und dass man im September in Wels ein Treffen deutschvölkischer Vereinigungen aus ganz Österreich plane. Und dass bei derartigen *Burschentagen* die Arbeit der so genannten *Identitären* gewürdigt worden sei. Und dass der Welser Bürgermeister zugesagt habe, das bevorstehende Treffen mit mehreren Tausend Euro Steuergeld zu unterstützen, die Stadthalle zur Verfügung zu stellen und die Teilnehmer persönlich zu empfangen.

Ich hatte keine Zeit, all das zu überprüfen und hoffe auf ein Missverständnis, aber wenn es stimmt, liebe Damen und Herren, nein, wenn nur ein Funke Wahrheit darin ist, dann bedenken Sie bitte die Gefahren des Funkenflugs – gerade in Dürrezeiten, wie wir sie jetzt durchleben und wie sie uns wahrscheinlich in noch unermesslichem Maß bevorstehen. Es reicht nicht, das Mantra *Nie wieder* vor sich herzusagen in der Hoffnung, es nur oft genug wiederholen zu müssen, um die Dämonen zu bannen. Wer nicht mithilft, die verbliebenen Glutnester des großen Weltenbrands zu löschen,

riskiert einen neuen. Wer sie verharmlost oder ignoriert, hat aus dem Desaster des 20. Jahrhunderts nichts gelernt.

Die „Erinnerungskultur“, die nach Jahrzehnten des Leugnens von Verantwortung und Schuld etabliert wurde, darf nicht vergessen machen, dass es nicht nur darum geht, Waffengewalt zu vermeiden, sondern auch identitäre Selbstüberhebung, Nationalismus, Rassismus, Sexismus und die Demütigung Machtloserer als verbürgte Vorstadien der Eskalation. Wer Frieden für alle will, den einzig denkbaren Frieden, ist aufgerufen, Initiativen zu unterstützen, die sich der Realität einer buntscheckig gewordenen Welt stellen und das Einende suchen, anstatt auf ein verkürztes Wir zu bauen, das auf kollektivem Egoismus gründet. Als Erstes freilich wäre bei der gebräuchlichen Fahrlässigkeit im Umgang miteinander anzusetzen, gerade jetzt, da wir nicht bei Trost sind über den Zustand der Welt. Hören wir auf, einander abzukanzeln und abzucanceln, besuchen wir einander in den unterschiedlichsten Sphären und vertrauen wir den Jungen in Fragen, die wir noch nicht begreifen.

Auch das zeitlos Gültige ist seiner Zeit in jedem Beginn eine Millisekunde voraus.

Denken Sie an Beethovens große Werke! Seine Neunte wurde verrissen von Kritikern, die sie störrisch am Altbekannten bemaßen. Einer mäkelte, ihm schein, bei ihrer Empfängnis sei „der Genius des großen Meisters nicht zugegen gewesen“. Ein anderer bescheinigte Beethoven einen Mangel an ästhetischer Bildung und Schönheitssinn. Ein wieder anderer wünschte, dass „die Vergessenheit den versöhnenden Schleier“ über „solche Verirrung seiner Muse“ werfen möge.

Was Musik entfacht, ob Liebe oder Gewalt, kommt auf die Hörenden an, darauf, wie sie gestimmt sind und ob sie sich umstimmen lassen. Worauf es bei den Donauestwochen 2022 ankommt? „Moro per amore“ steht auf dem schönen Programmheft. Leben und Sterben für die Liebe. Und Liebe, meine Damen und Herren, ist unser zentralster *Wert*, der verlässlichste Wegweiser zum Guten und Schönen. Geben Sie sich an die Musik, lassen Sie sich von ihr für ein paar Stunden in eine bessere Welt entrücken – und atmen Sie diesen Festwochensommer tief ein, auf dass er Ihnen auch den Winter wärme.